

VIER TAGE

EINE NAHÖSTLICHE TETRALOGIE

MOSSUL TEL AVIV BABEL ISTANBUL

Roman

MONA YAHIA

VIER TAGE

EINE NAHÖSTLICHE TETRALOGIE

MOSSUL TEL AVIV BABEL ISTANBUL

Roman

Deutsch von Kirsten E. Lehmann

SALON *Literatur*VERLAG

SALON *Literatur*VERLAG

1. Auflage September 2025

Copyright für die deutsche Ausgabe

by SALON *Literatur*VERLAG

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form ohne Genehmigung des Verlags reproduziert, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek.
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Umschlaggestaltung: Fa-Ro Marketing

Übersetzung: Kirsten E. Lehmann

Lektorat: Dr. Manfred Luckas

Druck und Bindung: cpi Leck

Gesetzt mit Schriftschnitt Cambria

Das vorliegende Buch wurde durch Arbeitsstipendien der Stiftung ZURÜCKGEBEN und der SK Stiftung Kultur Köln sowie das Kulturred der Stadt Köln gefördert.

SALON *Literatur*VERLAG

Volkartstraße 2c

80634 München

www.SalonLiteraturVerlag.de

E-Mail: info@SALONLiteraturVERLAG.de

ISBN 978-3-947404-52-0

Für Nazar, Michal, Ayelet und Keren

INHALT

HAYIM	11
<i>ARZT ODER ABTRÜNNIGER?</i>	
Mossul 1918	
 REBEKKA	 141
<i>DIE FREIHEIT, FREUD ZU LESEN</i>	
Tel Aviv 1936	
 LEILA	 267
<i>DIE ERSTE UNIFORM IN DER FAMILIE</i>	
Babel 1973	
 NEMIR	 429
<i>DER HUNGRIGE MANN IM HILTON</i>	
Istanbul 1992 und 1940	
 DANKSAGUNG	 583

VIER TAGE

EINE NAHÖSTLICHE TETRALOGIE

MOSSUL TEL AVIV BABEL ISTANBUL

HAYIM
ARZT ODER
ABTRÜNNIGER?

Mossul 1918

EINS

Wird Zeit, dass jemand den verdammten Hahn von nebenan rupft und seine leuchtenden Federn in sein Kissen stopft, murmelte Hayim vor sich hin, als das Krähen ihn aus dem Schlaf reißt. Er öffnet die Augen. Alles noch stockfinster. Dummes Vieh. Kennt nicht mal den Unterschied zwischen Tag und Nacht. Hayim hebt den Kopf, erkennt Nazlis Silhouette im Bett neben seinem, das regelmäßige Heben und Senken ihrer Brust. Irgendetwas stimmt hier nicht, ist *sie* nicht eigentlich die mit dem leichteren Schlaf von ihnen beiden? Er lässt seinen Kopf zurück aufs Kissen fallen. Ein gestriger Vorfall hat einen üblen Geschmack in seinem Mund hinterlassen ... Oder war das nur ein schlechter Traum? Hayim versucht sich zu erinnern, aber die Erinnerung bleibt verschwunden wie ein Wurm im Erdreich. Was soll's, die ganze Sache kann auch warten bis zum Morgen. Er dreht sich auf die Seite und kuschelt sich unter der Bettdecke, eingehüllt in den warmen Geruch seiner Nacht. Morgen ist ein langer Tag, voll mit ... Der Rest seines Gedankens verliert sich, zusammen mit dem Gefühl für die Verpflichtungen, die am Tag auf ihn warten. Hayim schläft noch einmal für ein, zwei Minuten ein, vielleicht auch für ein, zwei Stunden, bevor er entfernt eine Tür zufallen hört. Er weiß nicht, welche. Beim nächsten Hahnenschrei schreckt er auf – und weiß auf Anhieb, wo er sich befindet. Nichts zu machen, der verdammte Vogel hat es darauf abgesehen, ihm den Schlaf zu rauben. Hayim gähnt, reckt die Arme in die Höhe – und zieht sie im nächsten Augenblick wieder zurück unter die Decke. Die Luft ist frostig. Äußerst ungemütlich für eine Reise quer durch die Wüste, erst recht mit kleinen Kindern. Rasch setzt er sich auf, sein Kopf ist im Nu kristallklar, er denkt an den engen Zeitplan, die noch notwendigen Vorkehrungen, die Abschiede. Er greift über den Bettrand und zieht vorsichtig die Schublade des Nachttischs auf,

damit sie nicht quietscht und seine Frau weckt. Im fahlen Licht, das durch die Lücken des hölzernen Gitters der *Maschrabiyya* dringt, tastet seine Hand nach dem samtene *Tefillin*-Beutel. Er hat keinen Kater, Gott sei Dank. Er ist ungewöhnlich vernünftig geblieben gestern Abend und hat nur wenig getrunken – im Gegensatz zu Khalil Bey und dem Rest der Verwaltungsmitarbeiter, die in dem verzweiferten Versuch, zu vergessen, ihren gesamten Arakvorrat niedergemacht haben. Hayim setzt seine *Kippa* auf und wirft sich den Gebetsschal um die Schultern. Keine Frage, er ist auf ihrer Seite, auch wenn ihm persönlich der Verlust Mossuls ziemlich egal ist. Was zählt, ist, dass der Krieg vorbei ist und Istanbul, die Stadt seiner Studentenjahre, mit offenen Armen auf ihn wartet. Hayim schnürt sich die Tefilla, die Gebetskapseln, an den linken Oberarm und rezitiert dabei den Segensspruch der Tefillin. Dann wickelt er den Lederriemen um den Unterarm: sieben Mal, im Uhrzeigersinn und mit langsamen Bewegungen, Zeitplan hin oder her. Bei seinen Gebeten lässt er sich nicht hetzen. Zum Teufel – es ist schließlich nicht der Auszug aus Ägypten.

–Man legt Tefillin nicht im Bett an, stöhnt Nazli, noch halb im Schlaf. Steh auf, du Faulpelz!

–Das geht nur meinen Herrn und mich etwas an, erwidert Hayim und bindet sich den anderen Tefillin-Riemen um die Stirn.

–Steh auf, Hayim, geh und wasch dir die Hände! Was für eine Respektlosigkeit gegenüber Gott ...

–Es ist die Reinheit der Seele, die zählt, Frau, nicht die der Achselhöhle!

Aus dem Nebenraum dringt ein Wimmern und beendet ihren allmorgendlichen Wortwechsel. Nazli steht mit mürrischer Miene auf. Für den Fall, dass es ihr heute wieder einmal einfallen sollte, ihm die Bettdecke wegzuziehen, hält Hayim sie mit beiden Händen fest. Sie hat es, um ehrlich zu sein, nur zweimal gemacht, beide Male mitten in einer eisigen Winternacht, als man ihn zu

schwierigen Geburten gerufen hatte und er einfach wieder eingeschlafen war. Nazli wirft sich den Morgenmantel über und geht ins Kinderzimmer, das vom Schlafzimmer nur durch einen roten Damastvorhang getrennt ist. Hayim wickelt sich den Lederriemen um den Mittelfinger. Er hat das *Schma Israel* noch nicht zu Ende gesprochen, da kommt ihm der Vorfall der vergangenen Nacht wieder in den Sinn. Verärgert denkt er: Von diesem Sohn eines Furzes wird er sich sein Lob des Herrn nicht besudeln lassen! Davon mal abgesehen, wird der junge Offizier heute Morgen wegen seiner Dreistigkeit dem mindestens fünfzehn Jahre älteren Arzt gegenüber wohl selbst mit mächtigem Schamgefühl aufwachen. Nachdem er den Sohn eines Furzes aus seinen Gedanken verbannt hat, fährt Hayim fort, Gott für die Seele zu danken, die er ihm geschenkt hat – und dafür, dass er ihn nicht als Frau erschaffen hat.

Er beendet sein *Schacharit* mit der persönlichen Bitte, Gott möge ihn und seine Familie auf der bevorstehenden Reise beschützen. Und ein letzter Segenswunsch gilt seinen verstorbenen Eltern, die, wie ihre Vorfahren, in Damaskus begraben liegen. Hayim legt seine Kippa und den Beutel mit den Tefillin zurück in die Nachttischschublade und denkt an seinen Vater, der ihm zwei Dinge mitgegeben hat: die Einhaltung des Glaubens zusammen mit der Qual des Zweifels. „Verlass dich nicht auf Gottes Ohr, mein Sohn“, hatte er ihm kurz nach seiner *Bar Mitzwa* im Vertrauen gesagt, „du bist ganz auf dich allein gestellt – und das nicht nur in deinen Gebeten.“

–Guten Morgen, *Duktor*. Leise, beinahe flüsternd, macht sich Azniv bemerkbar und stellt den Krug mit warmem Wasser und die Waschschüssel auf dem Waschtisch am Fenster bereit.

Anschließend schleicht die Dienstmagd zum Bett, kniet nieder und holt den Nachtpf darunter hervor. Wie es sich gehört, ver-

meidet Hayim, sie anzusehen. Beim Hinausgehen hält Azniv den Topf in diskretem Abstand von sich weg. Hayim kriecht aus den Federn, schiebt die hölzernen Fenstergitter auf. Kalte Luft weht ihm ins Gesicht. Der Himmel ist strahlend blau. Im Hof schöpft Serkis Wasser aus dem Brunnen. Auf den Steinplatten und den Pistazienbaumzweigen liegt kein Frost. Hayims Miene hellt sich auf. Alles verspricht Gutes für die Reise. Serkis deckt den Brunnen mit dem Holzdeckel ab – der voller Vogelmist ist – und beschwert ihn, wie sein Herr ihm ausdrücklich aufgetragen hat, mit einem Ziegelstein. Wegen der Sicherheit seiner Kinder plagten den Hausherrn die niedrigen Brunnenmauern und die große Öffnung unentwegt. Hayim schüttet Wasser in seinen Rasiertopf, taucht den Pinsel ein und schäumt Seife auf. In Istanbul wird er dafür sorgen, dass sie ein Haus mit fließend Wasser bekommen, sowie Gaslicht und Müllabfuhr. Nebenan stolziert sein gefiederter Freund ein ums andere Mal gackernd und krähend durch Hayims Blickfeld und protzt mit seinen goldenen Federn. Die Fenster des Nachbarn sind noch geschlossen. Konstantin will kein Risiko eingehen. Er wird seine Bank nicht eher wieder aufmachen, bis die Engländer vollständig die Kontrolle in Mossul übernommen haben.

Das Schicksal der Stadt hängt seit letztem Frühjahr in der Schwebe. Damals erreichte sie die Nachricht vom Feldzug der Engländer zur Eroberung Nordmesopotamiens. Der türkische Kommandeur der Sechsten Armee, Hakki Pascha, versetzte seine Truppen in Mossul sofort in höchste Alarmbereitschaft, aber das hielt den deutschen Vizekonsul nicht davon ab, sich nach Täbris abzusetzen. Im Laufe des Sommers schien die Ruhe an der Südfront darauf hinzudeuten, dass Mossul in osmanischer Hand bleiben würde. Ende September jedoch stießen britische Truppen von Bagdad aus nach Norden vor. Daraufhin brach General Hakki Pascha auf, um die Engländer zurückzuschlagen. Eine Woche spä-

ter, in Schergat, achtzig Meilen südlich von Mossul, ergab er sich. Tags darauf wurde in Moudros der Waffenstillstand zwischen dem Osmanischen Reich und den Alliierten unterzeichnet. Khalil Bey, der Gouverneur von Mossul, atmete auf. Zwar war der Krieg verloren, aber er würde seine Provinz behalten. Zu seiner Bestürzung wendete sich gestern Nachmittag das Blatt dann erneut: Al Bab al Ali, die Hohe Pforte, telegraphierte, dass englische Truppen nach Mossul marschierten. Die Nachricht traf sie alle völlig unvorbereitet. Die Stadt war ungeschützt, ihre Garnisonen praktisch leer – bis auf einige hundert Soldaten, die nicht zur kämpfenden Truppe gehörten. Der Sultan protestierte zwar, damit werde das Waffenstillstandsabkommen verletzt. Doch wen kümmerte in diesen gottlosen Zeiten der Sultan? Schon bald erhielt Khalil Bey ein weiteres Telegramm mit dem Befehl, die Militär- und Zivilverwaltung unverzüglich nach Istanbul zu verlegen.

Zum Abschluss der Rasur tupft sich Hayim Alkohol ins Gesicht und stöhnt dabei vor Schmerz auf, als es in den winzigen Schnittwunden an Kinn und Schläfen brennt. Aus dem Kinderzimmer antwortet ein leises Glucksen. Während er die Spitzen seines Schnurrbarts wachst, läuft er ins Nebenzimmer, um nach seinen Kindern zu sehen. Seine Frau hat das Baby mit nach unten genommen; die anderen drei schlafen wie die Murmeltiere. Serafine ist in der Nacht zu Rebekka hinüberge krochen, hat ihre ältere Schwester an die Wand gedrückt und liegt nun auf dem Rücken quer im Bett. Nicht zum ersten Mal fällt ihm auf, dass Rebekka mit den Locken und der hellen Haut wie ihre Mutter aussieht, während Serafine mit dem dunklen Teint und den rabenschwarzen Haaren ganz nach ihm kommt. Serafine öffnet die Augen, blickt ihn ausdruckslos an, tastet rechts und links und schläft, als sie ihre Schwester fühlt, beruhigt wieder ein. Hayim grinst. Er genießt ihren Anblick – die kleinen Wunder seiner Welt. Die Mäd-

chen halten zusammen wie Pech und Schwefel, auch wenn sie in ständigem Konkurrenzkampf stehen. Serafine hat den unwiderstehlichen Drang, der Schwester alles aus der Hand zu reißen, selbst ein Glas Wasser – und sei es nur, um sicherzugehen, dass es nicht frischer ist als ihres. Kein Wunder, dass Rebekka stets auf der Hut ist. Obwohl sie grundvernünftig ist, kann sie schluchzend angerannt kommen, ihre Schwester stehle ihr die Locken oder rieche ihre Rose weg! Zum Glück hält sich Jakoub aus ihren Streitereien heraus. Der Junge ist von Natur aus zurückhaltend und trägt selbst im Schlaf die ernsten Züge seiner Mutter. Hayim hofft, dass die Schule in Istanbul ihn aus seinem Schneckenhaus herausholt. Die Mädchen werden ebenfalls zur Schule gehen, vielleicht auf die der *Alliance Israélite Universelle*, jedenfalls nie wieder auf eine Klosterschule. Nicht nachdem er gesehen hat, wie sie sich vor dem Schlafengehen bekreuzigt haben. Seitdem hat er sie nicht mehr in den Kindergarten der Nonnen geschickt. In Istanbul wird alles anders! Hayim kann es kaum erwarten, seinen Kindern die Medizinhochschule in Kadirga zu zeigen, wo er sich sieben Jahre lang den Arsch aufgerissen und Unmengen Stoff auswendig gelernt hat. Er wird sie mitnehmen auf eine Fahrt mit dem Tünel, der unterirdischen Standseilbahn, und natürlich mit ihnen über die elegante Grande Rue de Pera spazieren, um ihnen einen Eindruck von einer modernen Stadt zu vermitteln. Dann werden sie im Bon Marché vorbeischaun, dem Kaufhaus, bei dem sie jedes Jahr ihre Kleidung aus dem Katalog bestellen, und in Acemyans Tabakladen, um dort aus Gewohnheit die exorbitant teuren, kubanischen Zigarren zu kaufen, die er sich bis heute nicht wirklich leisten kann. Der krönende Abschluss wird selbstverständlich eine Limonade bei Del Genio's an der Neuen Brücke sein, wo er früher jeden Freitagnachmittag gesessen hat, um einen Brief an seine Verlobte zu schreiben – dem Mädchen mit den blauen Mandelaugen, der schönsten Jüdin von Damaskus.

Hayim schrieb ihr über Şişhane, das Viertel, das auf einem steilen Hügel erbaut und mit Gaslaternen beleuchtet war. Und über die sephardischen Familien dort, in deren Mitte er wohnte und die ihren Lebensunterhalt als Schneider, Lehrer, Rechtsanwälte und Ladenbesitzer verdienten. Er beschrieb den Panoramablick vom nahegelegenen Galataturm, schrieb über die Banken und Versicherungsfirmen unterhalb des Hügels, über die Werften am Goldenen Horn und das neue Hafenbecken am Bosphorus. In seinen Briefen an Nazli erzählte er nur wenig von den Tavernen in Galata und selbstverständlich nichts von den Bordellen, in die ihn seine Schritte ein ums andere Mal führten – ungeachtet der Gefahr von Geschlechtskrankheiten, die, einem warnenden Zeigefinger gleich, in seinen Lehrbüchern aufgeführt waren. Vielleicht zum Ausgleich berichtete er ihr ausführlich von den Freitagszeremonien der wirbelnden Derwische im Saal des Mevlevi-Ordens und, genauso leidenschaftlich, von den Bällen im Pera-Palast-Hotel, wo der Wein wie Wasser floss und Zigarren wie *Dolmas* verteilt wurden, während Männer und Frauen die ganze Nacht Walzer und Polka tanzten.

Hayim erzählte von seinem täglichen Weg von Galata zur hölzernen Villa in Kadirga, von den zahlreichen Treppen, die den Hang hinabführten, und von den zehn Para *Mürüryeh*, die er täglich vor dem Überqueren der Neuen Brücke beim Zöllner entrichten musste. Früh morgens geriet die Brücke vor lauter Verkehr ins Schwanken, als wollte die gesamte Million Menschen, die angeblich in Istanbul lebte, gleichzeitig von einer Seite zur anderen gelangen. Während er sich einen Weg durch die Menge bahnte, schnappte Hayim Gesprächsfetzen auf Griechisch, Türkisch, Armenisch, Italienisch, Ladino, Französisch, Arabisch, Englisch, Jiddisch, Russisch und Deutsch auf – das zumindest waren die Sprachen, die er erkannte. Auf der anderen Seite, in Alt-Istanbul, gab er für gewöhnlich einem blinden Bettler eine weitere Zehn-

Para-Münze – einem Landsmann, der behauptete, seine Familie habe in Damaskus die Bettlerzunft gegründet. Vom Gewürzbasar hielt Hayim sich fern, um ja nicht Hassan, dem Kräuterhändler, in die Arme zu laufen, der mit Vorliebe Medizinstudenten auf einen Tee einlud, um sie dann nicht mehr gehen zu lassen und ihnen die Überlegenheit der Naturheilkunde gegenüber der modernen, chemischen Pharmazie zu predigen.

Die meisten Studenten der Medizinhochschule stammten entweder aus nicht-muslimischen Familien Istanbuls oder anderen Städten des Reiches, während die meisten der Studenten an der Militärmedizinischen Akademie muslimische Türken waren. Hayim verstand sich gut mit den anderen seines Jahrgangs und er karikierte sie gern, wie den melancholischen Viktor, den wohlhabenden Nikos, den genialen Tadius, den Playboy Orhan, den Clown Maurice und den Tavla-Meister Ephraim. Gingen ihm die Geschichten aus, dann berichtete er seiner Verlobten vom modernen Lebensstil der osmanischen Oberschicht, die dem *Hammam* in ihrem Viertel seit Neuestem private Badewannen – *alafrangi* – vorzogen, die in Fotostudios Porträts anfertigen ließen, gedruckte Visitenkarten mit ihren Namen samt Titeln verteilten und die mit spitzen Fingern aus flachen Silberdosen Zigaretten zogen. Wasserpfeifen waren unter Istanbuls Intellektuellen leider ganz aus der Mode gekommen. Was politische Themen anging, unterzog Hayim seine Briefe einer Zensur. Statt von dem rebellischen Geist an der Militärmedizinischen Akademie, den armenischen Aufständen und Vertreibungen, den für eine Verfassung kämpfenden jungen Türken oder von der berüchtigten Geheimpolizei des Sultans zu schreiben, berichtete er von der Flut jüdischer Flüchtlinge, den Überlebenden der Pogrome in Kischinau, vom Bauboom in Pera und Galata und von der Einweihung der neuen sephardischen Synagoge in Kadiköy, die so prächtig war, dass er

beschlossen hatte, dort zu heiraten – selbst wenn das bedeutete, dafür beide Sippen aus Damaskus herzuholen. Die Synagoge hieß *Hemdat Israel* – zum Gedenken an Sultan Abdülhamid, der Truppen aus den nahegelegenen Selimiye-Kasernen geschickt hatte, um den Protest der Rum-Gemeinde, der osmanischen Griechen, zu beenden und den Baubeginn der Synagoge zu ermöglichen. Kein Wunder also, dass die Gefühle der Istanbuler Juden dem despotischen Sultan gegenüber zwiespältig waren – doch auch solche Debatten ließ Hayim in seinen Berichten unerwähnt. Was er ebenfalls wegließ, war die kleine Änderung seines Vornamens, die er vorgenommen hatte, um sich den modernen Kreisen, in denen er hier verkehrte, anzupassen. Wie Hayim bedeutet Yahia *Leben*, aber Letzteres hatte einen eher osmanischen Klang – und mit diesem Namen bewegte er sich unbefangener im kosmopolitischen Istanbul, zu dem er sich seit dem ersten Tag zugehörig fühlte und von dem Teil zu sein ihn mit Stolz erfüllte.

„Warten Sie’s nur ab, Doktor, wir treffen uns in Istanbul wieder! Denken Sie an meine Worte: Sie werden auf die Knie fallen, mir die Füße küssen und mich um Verzeihung bitten!“ So zischte der Offizier gestern Abend. Hayim würdigte ihn keiner Antwort. Wer zum Teufel war der Mann überhaupt? Ein Leutnant, nicht einen Kamari wert, nicht mal einen Knopf! Und warum vergisst er den Knopf und seine Drohungen dann nicht einfach? Warum ist er nur mit solchem Unbehagen aufgewacht, das seither weiterwächst? Ist es einfach nur, weil er heute Morgen nüchtern ist, oder fühlt er sich in der Gegenwart seiner Kinder verletzlicher?

Hayim deckt das entblößte Bein seiner Tochter zu und kehrt ins eheliche Schlafzimmer zurück.

Er schlüpft in seinen braunen Dreiteiler, bindet sich die Krawatte um und bürstet sich kurz die Haare. Wie jeden Morgen ist er verwundert beim Anblick von ein paar schwarzen Haaren, die

sich zwischen den Borsten verfangen haben. Bei dem Tempo wird seine Glatze noch vor Erreichen der Vierzig größer sein als seine Kippa. Hayim betrachtet sich im Spiegel seiner Frau: Wenn er es nicht schafft, seinen Appetit zu zügeln, wird er dann außerdem so breit sein wie groß. Der Gedanke amüsiert ihn. Zur Hölle nochmal – er wird sich von diesem Sohn eines Schuhs seine Vorfreude auf Istanbul nicht verderben lassen! Ein plötzlicher Hungeranfall lässt ihn die Bürste auf den Frisiertisch werfen und beschwingt die Treppe hinunter gehen, voller Vorfreude auf das Frühstück.

Der Duft von Orangenschalen, die auf dem Ölofen rösten, empfängt ihn im Esszimmer. Der Tisch ist gedeckt. Nazli trinkt im Morgenmantel ihren Tee, ihre braunen Locken fallen ihr bis auf den Rücken hinunter. In ihrem Schoß döst, leise schnarchend, das Baby. Hayim setzt sich seiner Frau gegenüber, während Azniv herkommt und einen Teller mit einem Ei vor ihn hinstellt. Hayim wirft seiner Frau einen verwunderten Blick zu. Ein Ei! Ein echtes Ei? Er nimmt es, umschließt es vorsichtig mit seiner Hand und genießt seine Wärme und das Gefühl seiner Form. Er kann sich nicht erinnern, wann er zum letzten Mal ein Ei gegessen hat. Die meisten Eier werden heutzutage zum Ausbrüten zurückgehalten, und die wenigen, die man kaufen kann, sind auf dem Transportweg fast alle schlecht geworden.

–Was für ein Genuss, den Tag mit einem weichgekochten Ei zu beginnen!

Nazli blinzelt teilnahmslos – wie immer mit vorgeschobenem Unterkiefer, dem Kennzeichen einer entschiedenen Frau, die ihre Meinung sagt, in guten, wie in schlechten Zeiten.

–Und in Gesellschaft meiner Frau natürlich, ergänzt er.

–Serkis hat es von einem kurdischen Bauern erstanden, sagt Nazli, beugt sich zu ihm hinüber und gießt dampfenden Tee in sein Glas. Sie macht keinerlei Anstalten, etwas ebenso Freundliches zu erwidern.

Hayim nimmt einen letzten Hauch ihres Bettgeruchs wahr. Sein Blick streift über ihr Dekolleté und die Konturen ihrer Brüste. Er findet sie in ihrem Negligé mit offenen, sogar ungekämmten Haaren, begehrenswert. Wahrscheinlich verstärkt der Gedanke, dass kein anderer Mann sie je in solch häuslicher Intimität sehen wird, zusätzlich seine Erregung. Nazli nippt an ihrem Tee, unempfindlich für die sehnsüchtigen Blicke ihres Gatten. Er beginnt, behutsam sein Ei zu schälen, um ja nicht ein Fitzelchen Eiweiß mit der Schale abzulösen. Fühlt, wie sein Glied unter dem Tisch erwacht und steif wird. Der gierige kleine Freund hebt seinen Kopf in den unpassendsten Augenblicken, obwohl er in neun von zehn Fällen gezwungen ist, ihn demütig wieder zu senken und sich schlafen zu legen. Hayim hält ihr das gepellte Ei auf seiner Handfläche hin und zwinkert schelmisch.

–Schau, das Ei zeigt sich nackt!

Nazli ignoriert seine anzügliche Bemerkung. Das ist sein Weib! Er hat eine *Khatoun* geheiratet, eine echte Dame. Sie macht sich kaum etwas aus Schmuck und Seide wie andere Frauen, aber dafür erwartet sie von ihrem armen Gatten, dass er sich wie ein vornehmer *Effendi* benimmt. Zügele deinen Alkoholkonsum, spiel nicht, fluche nicht, schwindele nicht, erzähl keine Herrenwitze, rülpe nicht bei Tisch und furze nicht im Bett – die Liste seiner Frau in Ergänzung zu den zehn Geboten ist einfach zu lang, um sie sich zu merken.

Sein Glied gesteht seine Niederlage ein. Und Hayim ändert den Kurs.

–Erinnerst du dich an die Eier im letzten Sommer, denen Azniv in der Küche hinterherrennen musste?

–Unsinn, die waren nicht ausgebrütet, sondern verdorben! Du hast dir das alles nur ausgedacht. Hast jedem erzählt, ein Küken sei aus der Schale geschlüpft und durchs Haus gerannt!

Hurra! Die Dame beginnt zu lächeln.

Hayim stopft sich die Delikatesse ganz in den Mund, lehnt sich zurück und genießt den längst vergessenen Geschmack. Er beißt zu und spürt, wie das Eigelb, warm und samten, über seine Zunge läuft. Er dreht das Ei, zerdrückt es langsam am Gaumen und versucht, es so lange wie möglich in seinem Mund zu behalten. Nazli bedeutet ihm, den Eierschalensplitter von seinem Ärmel zu wischen. Er gehorcht. Vielleicht sind sie gar nicht mal so ein schlechtes Paar – er ein wenig nachgiebig, sie eher streng. Er sollte sie wegen des Zwischenfalls gestern Abend um Rat fragen. Schließlich hat sie schon oft ihre Menschenkenntnis bewiesen, denn sie hat das, was man weibliche Intuition nennt. Das Ei, inzwischen eine dickflüssige Masse, wandert seine Kehle hinunter. Er rupft ein Stück vom Fladenbrot ab – heute Morgen kennt sein Hunger keinen Halt – bestreicht es dick mit *Keymar*, warmer Büfelsahne, und streut Zucker darüber.

–Mein Gott, Hayim, wann machst du endlich deinen Mund auf und sagst mir, was los ist? Ich hab dich gestern nicht nach Haus kommen gehört. Hast du schon wieder mit Khalil Bey die ganze Nacht Musik gemacht?

–Der Himmel bewahre, nein! Wir haben schon wochenlang keine Musik mehr gemacht. Ich war zu einer Besprechung im Serail. Das hab ich dir doch beim Abendessen gesagt, oder nicht?

–Und, was haben sie gesagt? Ist es entschieden? Sind die Straßen überhaupt sicher?

Hayim nickt, beißt ins Brot.

–Morgen früh. Spätestens mittags. Jedenfalls noch bevor die Engländer die Stadt besetzen.

Eigentlich keine Neuigkeit. Er hätte genauso gut zu Hause bleiben können. Die türkischen Beamten waren gar nicht in der Lage, konkrete Auskünfte zu erteilen, so wie sie sich bis zur Besinnungslosigkeit betrunken haben. Sie haben patriotische Lieder gesungen und bedachten die Engländerinnen mit allen nur möglichen

Schimpfwörtern! Hin und wieder machten sie ihrer Wut über die Ittihadisten Luft, die letztendlich das Osmanische Reich zerstörten, anstatt es zu retten. Kurz nach Mitternacht platzte ein junger Stabs-offizier herein und fragte nach einem Arzt – in einer dringenden Angelegenheit, wie er betonte. Hayim wusste nicht, was er von dem Kavalleriesäbel halten sollte, der an der Hüfte des nicht zur Kampftruppe gehörenden Leutnants baumelte, aber dennoch stand er auf und bot, froh, endlich einen Grund zum Gehen zu haben, seine Dienste an. Als sie über den dunklen Platz zur Kaserne gingen, erkundigte sich Hayim nach dem fraglichen Fall, doch der Leutnant schwieg. Erst in seinem Büro offenbarte er die Art seines Anliegens. Er sei Arzt, antwortete Hayim kurz angebunden, kein Henker. Der Offizier warnte ihn vor den Konsequenzen, sollte er sich weigern, seiner Anordnung Folge zu leisten. Hayim wies ihn darauf hin, dass er als Zivilist einzig und allein vom Wali, Khalil Bey, Befehle entgegennehme. Damit machte er auf dem Absatz kehrt und verließ unter einer Flut von Drohungen und Flüchen das Büro des Offiziers.

–Willst du damit sagen, dass ich in nur einem Tag das ganze Haus einpacken und den Proviant für die Reise vorbereiten soll – und das mit einem Baby auf dem Arm?

–Keine Sorge! Er legt die Hand aufs Herz und versucht, sie zu beruhigen. Ich werde dir zwei Träger besorgen, die dir beim Packen helfen. Gleich heute Morgen, sobald ich in der Stadt bin.

Es klingelt am Tor. Serkis hat die Stute aus dem Stall am Ende der Straße geholt.

–Und was wird aus Serkis und Azniv?

–Sie bleiben hier. Darüber habe ich gestern Abend mit Serkis gesprochen. Als Armenier werden sie sich bei den Engländern selbstverständlich sicherer fühlen. Ich habe beiden einen doppelten Monatslohn gegeben und werde Konstantin bitten, eine neue Stelle für sie zu finden. Vertrau mir, es wird ihnen gut gehen.

Nazli macht ein langes Gesicht.

–Ich hab diese Umzieherei satt. Allein in den letzten zehn Jahren haben wir fünfmal die Sachen gepackt. Wir sind doch keine Vagabunden! Sobald ich irgendwo angekommen bin und anfang, mich mit den Nachbarn anzufreunden, machen wir uns wieder auf den Weg. Unsere Kinder brauchen Stabilität, Hayim. Und Jakoub muss in die Schule! Warum gehen wir nicht endlich zurück nach Damaskus, zu unseren Familien?

Ihm wird schwer ums Herz. Woher, zum Teufel, nur die plötzliche Sehnsucht nach Damaskus?

–Ich bin ein osmanischer Beamter, Nazli! Ich folge, genau wie der Rest der Verwaltung, dem Gouverneur. Und jetzt sind wir zurück nach Istanbul beordert worden, entgegnet Hayim mit fester Stimme und ist dankbar, dass sein Wunsch und seine Pflicht ausnahmsweise mal nicht im Widerspruch zueinanderstehen.

Nazli senkt den Blick. Sie streichelt das flauschige schwarze Haar des Babys und erhebt keine weiteren Einwände.

–Aber ich werde mich bemühen, sesshaft zu werden, das verspreche ich, fährt er versöhnlich fort. Ich bin es selbst leid, umherzuziehen. Und sollten sie mich noch einmal woanders hinschicken, quittiere ich den Dienst und arbeite am jüdischen Krankenhaus. Wir werden eine Wohnung in Pera mieten – mit Gaslicht und fließend Wasser. Du wirst sehen, um wie vieles leichter die Hausarbeit sein wird! Abends gehen wir ins Restaurant oder zum Tanztee, nur wir beide! Du hast es doch selbst erlebt – Istanbul hat von beiden Welten das Beste, die menschliche Wärme des Orients und den Fortschritt des Westens ... Apropos Fortschritt: Nicht nur Jakoub, auch Serafine und Rebekka werden zur Schule gehen. Es gibt dort eine *Alliance Israélite* für Mädchen, die ist keinen Deut schlechter als das Galatasaray-Gymnasium und ...

–Hayim!, unterbricht Nazli ihn. Wir haben nicht den ganzen Tag Zeit. Wenn du Mahmoud triffst, schick ihn her. Sag ihm, wir brauchen jede Menge Wasser für die Reise.

Er wirft einen Blick auf die Wanduhr hinter ihr. Herrje, was trödelt er noch herum! Er muss noch in das Serail zu Khalil Bey, sich von seinen Kollegen im Krankenhaus verabschieden und außerdem noch in die Stadt zu Muggurditsch. Anders als seiner Frau ist es Hayim bisher immer leichtgefallen, sich einer neuen Umgebung anzupassen und neue Freunde zu finden – von denen er sich ebenso leicht wieder verabschieden konnte, sobald er weiterziehen musste. Als er aufsteht, bemerkt er, dass das Baby ihn mit aufgerissenen braunen Augen anstarrt. Guten Morgen, mein Kleiner, lächelt Hayim ihm zu. Gut geschlafen? Schön geträumt? He, schau mich nicht an, als wär ich ein Fremder! Ich bin dein *Baba*, du kleiner Gauner. Komm, sag was! Das Kind steckt seine Hand in den Mund und brabbelt eine lange, unverständliche Antwort. Hayim macht es ihm nach und unterhält sich einen Augenblick lang fröhlich mit seinem Jüngsten. Das glückliche Balg wird keinerlei Erinnerung an den Krieg haben und so gut wie in Istanbul geboren sein.

Hayim muss jetzt wieder an die bevorstehende Reise denken.

–Haben wir noch ausreichend Chinin? Gib jedem der Kinder einen Esslöffel voll, zur Sicherheit. Und vergiss nicht, genug Wasser abzukochen. Wegen der Bakterien, sonst ...

–Doktor Yahia, Ihre Frau ist nicht verblödet – auch wenn sie nicht auf einem französischen Gymnasium war!

Verdammt, hat sie seine Worte wieder missverstanden? Er will ihr schon antworten und versichern, wie sehr er ihre exzellente Ausbildung an der Klosterschule in Damaskus schätzt, als er sich bremst – aus Angst, defensiv oder gar unaufrichtig zu klingen. Ohne ein weiteres Wort geht er zum Garderobenständer im Wohnzimmer. Nazli folgt ihm mit dem Baby im Arm. Komm nicht so spät zurück, sagt sie sanft. Während er seinen Mantel überzieht, verspürt er den Drang, die heikle Frage zu stellen, wozu sich kein Ehemann mit Verstand jemals hinreißen lassen sollte:

War er, Hayim, der älteste und, nach allgemeinem Dafürhalten, auch intelligenteste und faulste Sohn Jakoubs, des Besitzers einer Damaszener Metallwerkstatt, Sohn von Nuriel, dem berühmten Geiger, der für Reschid Pascha gespielt hatte, es bei all seinen Mängeln und Schwächen wert, dass seine Verlobte sieben Jahre auf ihn gewartet hatte?

–Grüß Khalil Bey von mir, hörst du?

–Gewiss! Er setzt seinen purpurroten Fes auf.

–Wie nimmt er es auf?

–Das Ganze geht ihm ziemlich an die Nieren, fürchte ich.

Hayim fällt ein, dass er vergessen hat, ihr von dem gestrigen Vorfall zu erzählen. Ist vielleicht auch besser so, entscheidet er, denn wozu soll er sie beunruhigen? Es ist ein Konflikt unter Männern, und der soll auch unter Männern geregelt werden. Am besten spricht er mit Khalil Bey darüber. Sein Freund wird ihm die Sache schon ins rechte Licht rücken und ihm sagen, dass er sich keine Sorgen machen soll.

–Können wir irgendwas für ihn tun?, fragt Nazli besorgt.

–Erobere Mossul zurück, wenn du kannst!

–Mit Mossul ist er doch nie richtig warm geworden. Man sollte meinen, das würde die Dinge einfacher machen.

–Offenbar nicht. Es ist wohl eher eine Frage der Ehre als der Zuneigung, denke ich.

–Willst du ihn nicht heute zum Abendessen einladen? Die Kinder heitern ihn bestimmt auf.

–Du meinst, Serafine, korrigiert Hayim sie. Gute Idee, das mach ich.

Der Wali hat eine Schwäche für das kleine Mädchen. Aber wer hat die nicht? Er kommt nie zu Besuch ohne eine Tüte Pistazien oder gezuckerte Mandeln für seine *kara Biber* – den schwarzen Pfeffer, wie er sie nennt. Serafine nimmt seine Geschenke, klettert, ohne rot zu werden, auf seinen Schoß und verspricht ihm,

ihn zu heiraten, wenn sie groß ist. Ihre Geschwister ziehen sie aus Neid damit auf, während Nazli, der es offenbar irgendwie unangenehm ist, ihre Tochter rügt, sie solle den Wali nicht belästigen. Hayim indessen betrachtet seine Tochter jedes Mal mit Stolz und mit der Hoffnung, die Zuneigung seines Freundes zu dem Kind werde diesen eines Tages dazu bringen, wieder zu heiraten und selbst Kinder zu haben.

Hayim schnappt seinen Arztkoffer und tritt auf den Hof. Trotz des beißenden Windes begleitet ihn Nazli, wie jeden Morgen, hinaus. Urfaliya, seine rotbraune Stute, streckt ihm durch die Zweige des Pistazienbaums ihre Nüstern entgegen. Er gibt ihr einen Klaps auf den Hals. Das ist ein männlicher Baum, mein Mädchen, er trägt keine Früchte. Wann begreifst du das endlich? Die Stute antwortet mit einem Wiehern, ihre tägliche Begrüßung, die all die Goldmünzen wert ist, die er seinerzeit in Urfa für sie bezahlt hat. Nein, er vermisst die Gerte nicht, die ihm letztes Jahr gestohlen wurde, als er zu Hausbesuchen unterwegs war. Hayim verstaut den Arztkoffer in der Satteltasche und sitzt auf. Nazli winkt zum Abschied. Er stößt seine Fersen in die Pferdeflanken, winkt und macht sich auf den Weg in das Serail.

ZWEI

Das Serail, das zweistöckige Regierungsgebäude aus Sandstein in Flussnähe am südlichen Stadtrand, wurde in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts außerhalb der alten Stadtmauern errichtet, als man Mossul zur Hauptstadt von Nordmesopotamien ernannte, einer neuen Provinz, die aus dem Paschalik von Bagdad hervorgegangen war. Hayim steigt vom Pferd. Er hat den Geruch des Tigris in der Nase, den einzigen Geruch in Mossul, den er vermissen wird. Er bindet seine Urfaliya an einen Pfosten vor dem Serail. Im Militärhauptquartier auf der anderen Seite des Hofes herrscht hektische Betriebsamkeit. Soldaten und türkische Verwaltungsbeamte laufen umher, packen Sachen zusammen und bereiten sich auf den Rückzug vor. Hayim verharrt und hat Mühe, den historischen Moment zu verdauen oder einfach nur den Gedanken, dass nicht nur Menschen, sondern auch ganze Reiche sterblich sind. Vom Balkon des Provinzgouverneurs im obersten Stock des Regierungsgebäudes flattert ahnungslos die osmanische Flagge im Wind – Rot mit weißem Stern und Halbmond. Morgen, spätestens übermorgen wird sie durch die britische Flagge ersetzt werden. Der Anblick wird Khalil Bey zum Glück erspart bleiben. Wenn es ihm doch nur gelänge, den Gedanken aus seinem Kopf zu verbannen!

Hayim durchquert die Eingangshalle und geht die Treppe zum Büro des Walis hinauf. Der Wächter öffnet ihm die Tür und kündigt Dr. Yahia bei Seiner Exzellenz dem Wali an. Khalil Bey steht mit Akten unter dem Arm am qualmenden Kamin. Er reagiert nicht. Mit hängenden Schultern gibt er in seinem geräumigen, nur spärlich möblierten Büro, dessen Größe noch bis vor wenigen Tagen seinem Status Ausdruck verlieh, eine schwächliche Figur ab. Die Sonne scheint durch die Balkontüren, taucht den ockerfarbenen Boden in ihr helles Licht und offenbart den Staub,

der sich um die zerbrochenen Fliesen angesammelt hat. Hier ist seit Tagen, vielleicht Wochen nicht mehr geputzt worden – sozusagen ein Ausnahmezustand. Der Wächter wiederholt den Namen des Arztes, diesmal etwas lauter. Jetzt dreht sich der Wali in seine Richtung. Sein schmales Gesicht, durch die Nähe zum Feuer errötet, ist nur eine Nuance heller als der Purpur seines Fes. Die geschwungenen schwarzen Augenbrauen, die normalerweise Wachsamkeit ausdrücken, stehen heute in einem merkwürdigen Kontrast zu seinem glasigen Blick. Khalil Bey wirft die Akten ins Feuer und winkt den Doktor an seinen Schreibtisch, der mitten im Raum steht. Yahia wartet, bis der Wali in seinem gepolsterten Sessel Platz genommen hat, bevor er sich auf einen der Holzstühle ihm gegenüber setzt. Hart und ohne Armlehne sollen sie weniger den niederen Status des Bittstellers unterstreichen als vielmehr die Aufforderung, sich kurz zu fassen und sogleich auf den Punkt zu kommen. Yahia fällt auf, dass sein Freund sich nicht rasiert und sein Hemd nicht gewechselt hat. Ob er die Nacht im Serail verbracht hat? Yahia wirft einen kurzen Blick auf den Diwan gegenüber dem Kamin, aber der Damastbezug und die Kissen geben keinen Hinweis auf eine kürzliche Nutzung. Der Aktenschränk daneben steht offen, vollgestopft mit Ordnern – Amtsunterlagen und Abschriften der Korrespondenz zwischen Mossul und Istanbul. Kommt alles ins Feuer, nimmt Yahia aufgrund des durchdringenden Geruchs nach brennendem Papier an. Ein Geruch von Endgültigkeit, von endgültiger Niederlage.

–Gibt's was Neues, Khalil Bey?

Yahia legt seinen Mantel und den Arztkoffer auf den Stuhl neben sich.

Der Wali nimmt einen langen Telegrammstreifen zur Hand.

–„Weiter Truppen auf dem Vormarsch nach Mossul“, liest er vor. „Anglo-indische Kavalleriedivision in blauen Uniformen und Turbanen zwischen Altyn Köprü und Erbil gesichtet.“

Er wirft das Telegramm zurück auf den Tisch.

–Inder! Also unter ihnen auch jede Menge Muslime auf Seiten der Engländer. Ich verstehe das nicht. Ich verstehe es einfach nicht! Und warum sind uns die verdammten Araber in den Rücken gefallen? Ich versteh's nicht. Was lässt sie glauben, mit den Ungläubigen besser dran zu sein als mit ihren muslimischen Brüdern?

Yahia sagt nichts dazu. Wenn der Wali die Not der Zivilbevölkerung während vier Jahren Kriege vergessen hat, dann ist jetzt kein guter Zeitpunkt, um ihn daran zu erinnern.

–Diese Aasgeier des Britischen Empire, schimpft Khalil Bey. Nichts weiter als ein Haufen fauler, gieriger Heuchler. Wir sind eine Bedrohung für die Sicherheit der Alliierten! Wir sind eine Bedrohung! Was für ein Witz soll das sein – etwa englischer Humor? Die haben ein Auge auf die Ölfelder rund um Mossul geworfen – das ist es! Es geht einzig und allein um die Ölfelder!

Yahia nickt, froh, seinem Freund zustimmen zu können – wenn auch nicht aus ganz so vollem Herzen.

–In zwei Tagen werden sie hier sein, sagt der Wali plötzlich niedergeschlagen und nüchtern. Wir sind angehalten, vorher abzuziehen, also innerhalb der nächsten sechsendreißig Stunden.

–Also heißt das, wir brechen morgen auf?

–Genau. Im Morgengrauen, bestätigt der Wali. Ein Pferdewagen wird vor Ihrer Haustür warten. Dazu ein Kutscher und mehrere Träger zum Aufladen. Sie werden auf die türkischen Familien am Sindschartor treffen – und von dort aus werden Sie zusammen die alte Karawanenroute nach Nessibin nehmen. Das dauert, mit Militäreskorte, etwa eine Woche. Ich rate Ihnen, nicht im Freien zu übernachten, die Wüste wird von Beduinen, Banditen und Deserteuren unsicher gemacht. Sobald Sie in Nessibin angekommen sind, steigen Sie in den Zug nach Istanbul.

–Und was ist mit Ihnen, Khalil Bey?

–Vor morgen Mittag werde ich wohl nicht fertig sein. Mein Fahrer inspiziert gerade den Motor des Wagens. Sie können gern mitfahren, Yahia. Dann sind Sie, wie beim letzten Mal, vor der Familie da und können, bis sie eintrifft, schon eine Wohnung besorgen.

–Ihr Angebot ehrt mich, mein Freund, aber ich fürchte, in diesen turbulenten Zeiten kann ich meine Frau und meine Kinder nicht allein lassen.

Khalil Bey insistiert nicht weiter, greift nach der Zigarrenkiste und öffnet sie. Eine gute Idee, freut sich Yahia, beeilt sich aber, den Blick abzuwenden, um das Angebot des Walis abzulehnen, wie es die Höflichkeit gebietet. Erst auf sein Drängen hin wird es angemessen sein, es anzunehmen – und selbst dann hauptsächlich nur, um ihn nicht zu beleidigen. Was ist bloß los mit uns Orientalen, seufzt Yahia innerlich. Warum sind wir so besessen von der Etikette? Warum können wir nicht einfach sagen, was wir wirklich fühlen, anstatt uns solche Mühe zu geben, es zu verbergen? Khalil Bey nimmt sich eine Zigarre und lässt den Deckel zufallen. Yahia rührt sich nicht, genauso wie seine Tochter Serafine, wenn sie so tut, als ob sie schliefe, und hört zu, wie sein Freund die Zigarre anschneidet und anzündet. Ich muss noch etwas regeln, sagt Khalil Bey nach den ersten Zügen leise, mehr vor sich hin als zu seinem Gegenüber. Es steht außer Frage, dass er ihm die Zigarren nicht anbieten wird. Vielleicht ist es seine letzte, mutmaßt Yahia zugunsten des Freundes. Der Wali öffnet die Balkontüren und tritt hinaus. Kalter Wind bläst herein, der sich in den langen roten Samtvorhängen verfängt. Khalil Bey beugt sich über die Balkonbrüstung, blickt auf den Hof und wendet dann gedankenverloren den Kopf in Richtung Fluss. Er sieht keineswegs so aus, als müsse er dringend etwas regeln. Yahia zündet sich eine seiner eigenen Zigaretten an. Tun wir einfach so, als wär es eine Zigarre, lacht er leise in sich hinein und lehnt sich auf seinem Stuhl zurück, genießt die Sonne und betrachtet seinen Freund durch die gesprungenen und einge-

staubten Fensterscheiben. Das Leben war wahrhaftig nicht immer freundlich zu ihm. Ein Jahr nach seiner Hochzeit starb seine Frau im Kindbett, zusammen mit ihrer kleinen Tochter. Der Verlust hat ihn tief gezeichnet. Noch heute, nach mehr als dreizehn Jahren, weigert er sich, wieder zu heiraten. In gewisser Weise wartet er, wie er ihm einmal anvertraut hat, noch immer darauf, dass sie zurückkommen. Khalil Bey hat hart gearbeitet und seine erfolgreiche Karriere hat das emotionale Defizit im Laufe der Zeit wettgemacht. Bereits mit knapp über dreißig wurde er Provinzgouverneur. Wer hätte voraussehen können, dass nur zwei Jahre später das Reich zusammenbricht und seine Karriere den Bach runtergeht?

Khalil Bey richtet sich auf und geht mit resoluten Schritten auf die Flagge zu, bereit, die undankbare Aufgabe zu erfüllen, die die Geschichte ihm auferlegt hat. Er zieht ein paarmal kräftig und schon ist sie unten. Eine Weile hantiert er mit dem Knoten, dann verliert er die Geduld, brennt das Seil mit der glühenden Zigarrenspitze durch und reißt das staubige Stück Stoff ab. Mit der Zigarre zwischen den Lippen schüttelt er die Fahne aus und faltet sie zweimal. Verschlissen und ausgebleichen, wie sie ist, wird er sie dennoch nicht zurücklassen – weder für die Engländer, die sie wegwerfen, noch für die Araber, die auf ihr herumtrampeln werden. Als er vom Balkon zurück ins Büro tritt, weht ihm der aufgebauschte Samtvorhang ins Gesicht und reißt ihm die Zigarre aus dem Mund. Khalil Bey schlägt wütend nach dem schweren, unverschämten Stoff, ein Vergeltungsreflex, der unweigerlich danebengeht. Furchtlos tänzeln die Vorhänge hin und her, ohne Rücksicht auf seine Wut, seine Ehre und all seinen Verlust. Khalil Bey bückt sich nach der Zigarre. Im Aufrichten greift er plötzlich nach dem Samtschal und stößt ihm die brennende Zigarrenspitze in die Falten. Was für eine Verschwendung, macht Yahia sich über sich selbst lustig, während er den Wali dabei beobachtet, wie er die Zigarre wieder und wieder in den Samt drückt. Als sie

ein sichtbares Loch durch den Stoff gebrannt hat, blickt Khalil Bey auf und grinst seinen Freund grimmig unter seinem dicken Schnurrbart hervor an – normalerweise ist der akkurat gestutzt, in den letzten Tagen hängt er aber über seiner Oberlippe.

Wäre er irgendein anderer Freund, Yahia hätte keinen Moment gezögert und ihm gesagt, er solle den armen Vorhang in Ruhe lassen und aufhören, sich wie ein Idiot zu benehmen. Khalil Bey aber ist kein Freund wie jeder andere. Er ist auch sein Vorgesetzter, der Provinzgouverneur. Das war von Anfang an so – seit Bayburt, wo er sich für den jungen Arzt erwärmt und ihn unter seine Fittiche genommen hatte. Yahia war damals im Krankenhaus weder Oberarzt gewesen, noch hatte er sich irgendwie sonst hervorgetan. Es war wohl eher seine lockere, offene Art, zu der sich der melancholische Witwer hingezogen gefühlt hatte. Als er nach İskenderun beordert wurde, bot er dem Arzt an, seinem Verwaltungsstab beizutreten und im kommunalen Krankenhaus der Küstenstadt zu arbeiten. Begierig nach einem Ortswechsel, konnte Yahia weder die Versetzung noch die damit verbundene Gehaltserhöhung ablehnen. Im Laufe des kommenden Jahrzehnts vertiefte sich die Freundschaft zwischen den beiden Männern. Yahia folgte, zusammen mit seiner wachsenden Familie, dem Gouverneur durch die osmanischen Städte und Provinzen und wurde sein Leibarzt, während Khalil Bey freitagabends regelmäßig beim Sabbatmahl der Arztfamilie zu Gast war. Ein unausgesprochenes Abkommen zwischen ihnen überließ Yahia die sensible Aufgabe, immer wieder die Balance zwischen der Intimität eines Freundes, der Unterordnung eines Beamten und der Autorität eines Arztes zu halten.

Während Yahia grübelt, wie er seinen Freund wieder zur Besinnung bringen kann, ohne seinen Vorgesetzten zu beleidigen, erlischt die Glut der Zigarre von allein und beendet so die Straffaktion gegen den Vorhang. Der Wali kommt zurück in sein Büro,

wirft die erloschene Zigarre in den Aschenbecher, die Flagge auf den Schreibtisch und geht dann wortlos zum Kamin. Er will jetzt sicher allein sein, denkt Yahia. Am besten verabschiedet er sich und geht seinen weiteren Tagesgeschäften nach. Khalil Bey betrachtet die drei Bilder über dem Kaminsims. Ein kleines Ölgemälde zeigt Dampfschiffe auf dem Bosphorus. Eine gerahmte Kalligrafie mit den Worten *ya malik al melik – O Meister, o Königin* – für deren Entzifferung Yahia eine ganze Weile braucht. Und ein ebenfalls gerahmtes, sepiafarbenedes Porträt von Mehmed V., des im vergangenen Sommer verstorbenen Sultans. Da die Hohe Pforte bisher kein Porträt des neuen Sultans geschickt hat, hat der alte, weißbärtige Mann in Uniform an der Wand des Walis die Zeit seiner Berechtigung überdauert.

Khalil Bey nimmt das Ölgemälde und die Kalligrafie ab und trägt sie zum Schreibtisch.

–Der Sultan bleibt hängen. Sollen doch die Engländer ...

Er hält mitten im Satz inne und lässt sich, mit entsetztem Blick, in seinen Sessel fallen.

–Was ist, Khalil Bey?, fragt Yahia und beugt sich vor. Sie sehen blass aus. Ihre Augen sind ganz rot. Haben Sie letzte Nacht überhaupt geschlafen?

–Ich habe seit Wochen kein Auge zugemacht, sagt Khalil Bey erschöpft. Nicht mal, nachdem der Waffenstillstand unterzeichnet war. Ich habe geahnt, dass die Engländer uns in den Rücken fallen würden.

Er lockert seine Krawatte und öffnet die oberen Knöpfe seines Hemdes.

–Dieses Herzrasen macht mich noch wahnsinnig. Aber mehr noch sind es die Schmerzen in meiner Brust, die mir Sorgen machen. Hoffentlich nicht das Herz. Nur nicht das Herz.

–Wir sollten keine voreiligen Schlüsse ziehen, sagt Yahia ruhig. Bisher haben Sie nie irgendwelche Herzprobleme gehabt.

Was für einen Schmerz spüren Sie? Ein Ziehen, Brennen, oder eher ein Stechen? Strahlt er bis in den Hals oder in die Arme aus?

–Es ist eigentlich kein richtiger Schmerz, mehr so ein Gefühl der Enge ... als ob das Hemd plötzlich zwei Nummern kleiner wäre.

–Besser, ich untersuche Sie, sagt Yahia entschieden, steht auf und tut, was man von ihm in seiner Rolle als Arzt erwartet.

–Sie sind der Arzt, erwidert der Wali schulterzuckend und verbirgt seine Erleichterung hinter gespielter Gleichgültigkeit.

Während Krankheit den Wali in einen hilflosen und unterwürfigen Patienten verwandelt, erfüllt sie ihn, angesichts seiner Abhängigkeit, in gleichem Maße mit Selbstverachtung.

Yahia greift nach seinem Arztkoffer, stellt ihn auf den Schreibtisch und geht hinüber auf die andere Seite.

–Können Sie sich bitte umdrehen und zum Fenster schauen? Sie können ruhig sitzen bleiben, ich brauche nur mehr Licht.

Khalil Bey dreht sich samt Sessel in die gewünschte Richtung, Yahia befühlt seine Stirn. Kein Fieber. Er beugt sich über ihn und schaut ihm in den Rachen. Die Zunge ist trocken und weiß belegt, aber sein Rachen ist nicht entzündet. Sein Atem riecht weder faul noch nach Krankheit, sondern eher nach einer guten Zigarre. Yahia fühlt den Puls des Walis und richtet dabei die Augen auf seine Armbanduhr. Der Puls rast – und ist alles andere als schwach.

–Ihr Jackett bitte, Khalil Bey ...

Der Wali zieht folgsam sein Jackett aus und hängt es über die Sessellehne. Der Arzt steckt ihm ein Thermometer in die Achselhöhle und bittet ihn, aufzustehen.

Aufrecht steht der schlanke, muskulöse Mittdreißiger vor seinem Arzt und überragt ihn. Yahia legt seinem Patienten zwei Finger auf die Brust und klopft mit der anderen, zur Faust geballten Hand darauf, sein Ohr hat er dabei auf das Herz gelegt. Wie er jetzt sein Stethoskop vermisst! Hier in Mossul ist er der einzige Arzt gewesen, der eines besaß. Bumm-bumm, bumm-bumm.

Khalil Beys Herz pocht, gibt aber keine pathologischen Geräusche von sich. Yahia wiederholt seine Untersuchung an mehreren Stellen, bis er sicher ist, dass das Herz gleichmäßig schlägt. Dann bittet er den Wali, sich umzudrehen und tief ein- und auszuatmen, während er den Brustkorb abklopft und horcht. Das Stethoskop mag sein Prestige gesteigert haben, doch wenn er ehrlich ist, hat er mit dem Ohr immer besser gehört. Kein Rasseln oder Pfeifen, die Lungen sind absolut frei. Der Arzt bittet seinen Patienten, sich wieder umzudrehen, und tastet nun Leber, Nieren und Magen ab. Keinerlei Schwellungen. Auch sagt Khalil Bey nichts von Schmerzen. Nur sein Magen ist offenbar leer. Yahia horcht. Der Darmtrakt klingt überreizt.

–Magenprobleme?

–Hm, kann man so sagen ...

–Haben Sie Durchfall?

Khalil Bey murmelt bestätigend.

–Seit wann? Im Ernst, Khalil Bey, das hätten Sie mir früher sagen sollen!

Khalil Bey wischt Yahias Vorwurf mit einer Handbewegung beiseite, die besagt: „Im Ernst, wer hat denn jetzt Zeit für solche Wehwehchen!“ Yahia zieht das Thermometer aus der Achselhöhle. Kein Fieber, wie erwartet. Er bittet den Wali, sich wieder zu setzen und geht im Kopf die Untersuchungsergebnisse durch. Abgesehen von der Müdigkeit und dem Rumoren im Magen kann er keinerlei Krankheitsanzeichen erkennen.

–Ist es das Herz? Bitte, Yahia, seien Sie ehrlich, ist es das Herz? Ich kann es mir nicht leisten, jetzt krank zu sein. Ich kann jetzt nicht krank sein, protestiert und bettelt Khalil Bey im selben Atemzug.

Um Zeit zu gewinnen, schüttelt Yahia das Thermometer aus. Wie gern würde er seinem Freund versichern, körperlich sei alles in Ordnung mit ihm, die Symptome seien nur stressbedingt und

alles, was er benötige, sei ein Weilchen Ruhe, dann werde es ihm gleich besser gehen.

Offen gesagt, leidet Khalil Bey an einem leichten Nervenzusammenbruch.

Aber auch wenn es nur ein leichter ist, wie soll er seiner Exzellenz, dem Wali von Mossul, sagen, dass er über den Verlust seiner Provinz die Kontrolle über seine Eingeweide verloren hat? Oder, um es freundlicher auszudrücken, dass er kurz davor ist, unter den Belastungen des Krieges zusammenzubrechen? Oder auch nur anzudeuten, dass der Druck der vergangenen Monate seinen gesundheitlichen Tribut fordert? Wie er es auch dreht und wendet, es wird in jedem Fall falsch klingen. Schwache Nerven werden immer als Schwäche des Charakters verstanden und bringen jedem Mann Schande ein, erst recht einem Beamten seines Ranges.

–Beruhigen Sie sich, mein Freund. Auch wenn Sie so aussehen mögen, wie jemand, der dem Tod von der Schippe gesprungen ist, wird Ihr Herz auch noch die nächsten fünfzig Jahre durchhalten, *inshallah*.

–*Alhamdulillah*, erwidert Khalil Bey und lässt ein zaghaftes Lächeln erkennen.

Yahia steckt das Thermometer zurück in den Koffer. Khalil Bey dreht sich in seinem Sessel wieder dem Schreibtisch und dem Arzt zu.

–Was also ist los mit mir, Doktor? Was ist bloß los, wenn es nicht das Herz ist?

Yahia sucht nach Worten.

–Und bitte tun Sie mir den Gefallen, Yahia, und kommen Sie gleich zur Sache, anstatt erst einmal alles Mögliche auszuschließen!

–Sie haben sich einfach überstrapaziert, mein Freund. Ohne Schlaf werden Sie das nicht mehr länger durchhalten. Sie ...

–Schlaflose Nächte gehören derzeit zu meinem Pflichtprogramm, wirft der Wali ungeduldig ein.

–Überbelastungen können aber die Gesundheit ruinieren, das meine ich ernst! Wenn Sie sich nicht schonen, werden Sie zusammenbrechen. Haben Sie heute noch wichtige Termine? Kommt irgendjemand von der Stadtverwaltung vorbei, oder ...?

Das Gesicht des Walis zuckt vor Wut.

–Von dieser korrupten und intriganten Bande? Nicht einer von diesen feinen Effendis hat es für nötig befunden, hier aufzutreten oder auch nur ein Wort zu schicken. Nicht ein einziger! Die hocken alle in ihren Löchern und können es kaum erwarten, uns von hinten zu sehen. Würde mich selbst nicht wundern, wenn jemand beim Rückzug auf unsere Soldaten schießt, so wie im vergangenen Monat diese Feiglinge in Damaskus.

Khalil Bey vergräbt das Gesicht in seinen Händen.

–Allmächtiger, ich wünschte, ich müsste diesen Tag nicht erleben! Seit ich denken kann, heißt es, dass das Reich dem Untergang geweiht ist, aber wer hätte geglaubt, dass es wirklich so kommen würde? Jetzt ist der kranke Mann am Bosphorus tatsächlich tot – und das war's! Wie ich höre, sind unsere Jungtürken-Paschas nach Berlin geflohen. Unser neuer Sultan ist so machtlos wie sein Bruder. Und ohne Führung war's das, wir sind Europa vollkommen ausgeliefert.

Yahia sitzt ihm mit auf den Tisch gestützten Ellbogen gegenüber.

–Khalil Bey, ich teile Ihren Kummer und Ihre Sorgen von ganzem Herzen und ganzer Seele, aber ... es gibt Tage, an denen das Einzige, was ein Mann noch tun kann, ist, mit Würde zu verlieren.

Der Wali zieht sein Jackett über, zündet die Zigarre wieder an und antwortet nach einer Weile nachdenklichen Schweigens mit flacher Stimme.

–Was ist schon das Schicksal eines einzelnen Mannes im Vergleich zum Untergang eines Reiches? Na los, Doktor, nehmen Sie kein Blatt vor den Mund und sagen Sie, was mit mir los ist. Wir sterben schließlich alle eines Tages, oder etwa nicht?

Khalil Beys stoisches Auftreten verfehlt sein Ziel. Stattdessen überzeugt es den Arzt nur umso mehr davon, dass seine Diagnose die Fassade des Walis entblößen und eine doppelte Demütigung bedeuten würde. Yahia erkennt, was er von Anfang an gespürt hat: dass die beste Art und Weise, dem Wali zu helfen, darin besteht, ihn nach Strich und Faden zu belügen.

–Lebensmittelvergiftung, antwortet er ohne zu zögern. Verseuchtes Wasser, vermute ich. Das hat den Durchfall bewirkt und jetzt greift es Ihren Körper an und zehrt an Ihren Kräften.

–Verseuchung ..., murmelt Khalil Bey vor sich hin.

–Ein älterer oder gesundheitlich schwächerer Mann hätte glatt daran sterben können, setzt Yahia noch hinzu. Aber mit einer Konstitution wie der Ihren werden Sie in ein paar Tagen wieder ganz der Alte sein.

Khalil Bey lächelt selbstzufrieden.

–Aber, fährt der Arzt mit betont autoritärer Gebärde fort, der Durchfall entzieht Ihrem Körper zu viel Wasser. Das könnte auf der Reise zu einem echten Problem werden. Am besten gebe ich Ihnen eine Spritze zur Beruhigung der Darmmuskulatur, das wird auch die Darmtätigkeit regulieren.

Khalil Bey strahlt. Yahia wühlt in seinem Koffer und gratuliert sich zu seiner scharfsinnigen Lösung. Die meisten, wenn nicht sämtliche seiner männlichen Patienten – egal, ob es sich um Gebildete oder Analphabeten handelt – sind nicht nur stolz darauf, den Stich einer Injektionsnadel auszuhalten, sondern zudem davon überzeugt, dass ihre Genesung mehr oder minder von dieser Prüfung ihrer männlichen Widerstandskraft abhängt.

–Ich bin gleich wieder da!, sagt der Wali, springt abrupt auf und eilt, mit der Hand auf seinem Bauch, aus seinem Büro.

Yahia hält das dunkle Fläschchen mit dem Beruhigungsmittel gegen das Licht. Es ist nicht einmal halb voll, die Lösung reicht höchstens noch für zwei, drei Erwachsenen Dosen – mehr hat er

für die Reise nicht. Und jetzt geht auch noch die Spritze für den Wali davon ab ... Doch schon im nächsten Moment rügt er sich für seinen Gedanken, denn er weiß nur zu gut, dass er ohne den Wali gar keine Medikamente hätte, da die Armee sämtliche medizinischen Vorräte beschlagnahmt hat. Er nimmt die Spritze aus der Aluminiumschachtel und schraubt die sterilisierte Stahlkanüle an. Während er auf den Wali wartet, verschafft er sich einen Überblick in seinem Arztkoffer. Ein Fläschchen Alkohol, noch fast voll, zwei kleine Schraubgläser mit Abführmittel, eine halbvolle Flasche mit Chinin, zwei Morphinampullen, eine Geburtszange, eine Schere, Watte sowie einige Mullbinden. Eines Tages wird er sich ein neues Stethoskop besorgen – ein noch besseres als das alte, das er hat einbüßen müssen. Früher oder später werden die Dinge sich schon zum Guten wenden – wenn er doch nur auch seinen Freund dazu bringen könnte, das Leben so zu sehen. Khalil Bey kehrt zurück ins Büro, sein Gang lässt eine Mischung aus Erschöpfung und Erregung erkennen. Der Mann steuert auf einen Zusammenbruch zu! Eine moderate Dosis Carbromal wird ihn für einige Stunden beruhigen, ohne sein Gehirn zu benebeln. Yahia zieht die Flüssigkeit in die Spritze und bittet den Wali hinüber zum Divan. Khalil Bey zieht seine Hose herunter und legt sich ausgestreckt hin. Yahia setzt sich neben ihn und betupft eine Gesäßbacke mit einem in Alkohol getränkten Wattebausch. Ein Zittern durchläuft Khalils Beys Körper, als die Nadel ihm ins Gewebe sticht, doch er gibt keinen Laut von sich. Yahia schiebt die Kanüle tiefer in den Muskel hinein und injiziert das Beruhigungsmittel. Als er die Nadel aus Khalil Beys Körper zieht, durchfährt ihn erneut ein leiser Schauer.

–Geschafft, flüstert Yahia und tupft die Stelle noch einmal mit reinem Alkohol ab.

Zurück am Schreibtisch schraubt er die Spritze auseinander, während Khalil Bey träge den Reißverschluss seiner Hose hoch-

zieht und es sich auf dem Divan bequem macht. Yahia nimmt die Messingglocke vom Schreibtisch des Walis und läutet. Ein Wächter erscheint und schlägt die Hacken zusammen. Der Arzt bestellt heißen Tee. Der Wächter salutiert erneut und verschwindet. Yahia legt zwei Holzscheite ins Feuer, dann zieht er einen Stuhl neben den Divan und setzt sich. Er wird bei seinem Freund bleiben, bis die Wirkung des Mittels einsetzt.

Im Kamin knistert das Holz; es riecht angenehm und verströmt Gemütlichkeit – ganz anders als brennendes Papier. Khalil Bey nimmt seinen Fes ab, lässt den Kopf ins Kissen sinken und räkelt sich in der warmen Herbstsonne. Sein Haaransatz hat sich in den letzten Wochen weiter zurückgezogen, meint Yahia festzustellen und fährt sich dabei durch die eigenen, zunehmend schütterten Haare, irgendwie beruhigt, dass auch sein älterer Freund Zeichen des Alterns zeigt. Khalil Beys Blick wirkt leer, seine Lippen haben sich zu einem friedlichen Grinsen entspannt. Mit etwas Glück schläft er vielleicht für ein, zwei Stunden. Der Arzt zieht seine *Misbaha* aus der Tasche und lehnt sich zurück. Er starrt auf die glitzernden Staubkörnchen, die in der Sonne tanzen, lässt die roten Bernsteinperlen einzeln durch die Finger gleiten und bald darauf ist er auf seinem harten Stuhl eingenickt.

–Mein Vater lebt noch, wissen Sie. Über achtzig ist er jetzt, der alte Herr. Mit den Jahren wurde er blind, aber er geht bis heute jeden Tag ins Kaffeehaus. Er hatte einen wichtigen Posten in der Bab al Ali, der Hohen Pforte. O ja, ein gebildeter Herr in einem europäischen Anzug – mit Gehstock, Handschuhen und allem Drum und Dran. Nur wenn's ans Schreiben ging, hockte er sich mit hochgezogenen Beinen auf einen Stuhl und schrieb auf das Papier in seinem Schoß, ganz wie ein osmanischer Bürokrat!

Yahia öffnet die Augen, erstaunt von der plötzlichen Redseligkeit des Freundes.

–Zur Hölle mit Mossul, diesem stinkenden Wilâyet, flucht Khalil Bey leise vor sich hin und lässt sich jedes Wort auf der Zunge zergehen. Den Arabern, Kurden und Assyriern habe ich eh nie getraut. Alle aus dem gleichen verlogenen Holz geschnitzt. Du glaubst gar nicht, wie froh ich bin, mich von ihnen verabschieden zu können und nach Istanbul zurückzugehen. Zurück in die Zivilisation! Dort werden sich neue Türen öffnen. Ich kann meine Karriere ja auch im Außenministerium fortsetzen oder in meinen ursprünglichen Beruf als Rechtsanwalt zurückkehren. Ich werde alte Freunde von der Uni aufsuchen und Familienbande erneuern. Und das Beste, mein Freund, wir werden wieder zusammen Musik machen! Sie auf der *Oud* und ich auf der *Kemençe*. Wir sind doch ein perfektes Duo, stimmt's?

Mitten im Gähnen grinst Yahia und freut sich bei dem Gedanken, wieder mit seinem Freund zu musizieren.

Normalerweise beginnen sie mit klassischen arabischen oder türkischen Stücken und gehen nach einer Aufwärmphase zur Improvisation über. Ihre musikalischen Exkursionen dauern manchmal Stunden. Yahia spielt hauptsächlich zum Vergnügen, für Khalil Bey dagegen stellt dieses Vergnügen eher ein Mittel dar, den Schmerz des Lebens zu lindern, er strebt nach Perfektion. Er strebt danach, jeden einzelnen Maqam zu beherrschen, jede einzelne Stimmung bis ins Detail auszuloten und sie dabei mit den Modulationen anderer, verwandter Maqamat zu verbinden. Manchmal klingt ihr Zusammenspiel wie ein Dialog, manchmal wie ein Tauziehen zwischen der lyrischen Melancholie der *Kemençe* und der Funken sprühenden *Oud* – zwischen dem Gouverneur und dem Arzt, dem Witwer und dem Familienvater, dem Türken und dem Syrer, dem Muslim und dem Juden – die durch ihre Musik auf eine so reine Weise verbunden sind, wie es zwei Männer nur sein können.

Der junge Diener bringt ein Tablett, darauf eine Messingteekanne, zwei bauchige Teegläser und eine kleine Schale mit Zu-

cker. Khalil Bey bittet ihn, das Tablett auf seinem Schreibtisch abzustellen und zu gehen, er werde sich heute den Tee selbst einschenken. Der Diener tut, wie ihm geheißen, und wirft einen neugierigen Blick in Richtung des Divans. Khalil Bey schießt einen warnenden zurück. Der Junge verbeugt sich ehrfürchtig und entfernt sich. Morgen wird selbst er mir den Finger zeigen, murmelt der Wali vor sich hin und rappelt sich mühevoll auf. Der Arzt verfolgt seine Schritte bis zum Aktenschrank und beobachtet die Koordination seiner Bewegungen, als er Ordner auf Ordner stapelt und sie zum Schreibtisch trägt. Sein Gang hat sich unterdessen gefestigt. Auch sieht Khalil Bey schon ruhiger und konzentrierter, wenn auch immer noch ein wenig gebrechlich aus. Das war genau die richtige Dosis, denkt Yahia und ist wieder einmal zufrieden mit sich.

–Ich gehe jetzt besser, sagt er, stopft seine Misbaha zurück in die Hosentasche und steht gemächlich auf. Ich muss noch ein paar Dinge in der Stadt erledigen. Aber abends komme ich nochmal vorbei und schaue nach Ihnen.

–Ihre Gesellschaft ist mir immer ein Vergnügen, mein Freund. Leider wird die Zeit knapp und ich habe noch so viel zu tun. Ich muss auch endlich anfangen, für unsere Evakuierung zusammen mit der des Militärs zu sorgen.

Die Erwähnung des Militärs lässt Yahia erneut an die vergangene Nacht und an seinen Zusammenstoß mit dem Offizier denken.

Obwohl Khalil Beys Gesundheitszustand Yahias eigene Besorgnis wegen der Drohungen des Leutnants zunächst überschattet hat, bleibt er nun doch noch einen Moment und berichtet dem Wali von der Auseinandersetzung – wenn auch nur, um sich selbst zu beruhigen.

Die englischen Kriegsgefangenen waren vor zwei Jahren in der Schlacht von Kut gefangen genommen und zu Fuß in Richtung Adana in Kleinasien getrieben worden, zusammen mit Tau-

senden weiteren englischen und indischen Gefangenen. Bei ihrem Zwischenstopp in Mossul wurden einige Hundert zurückbehalten, um Reparatur- und Bauarbeiten in der Garnison zu verrichten. Die meisten kamen im Laufe der Zeit um – sei es durch Typhus, Misshandlungen oder Hunger. Gestern Nacht nun wurde dem Arzt angeordnet, die letzten neun Überlebenden einzuschläfern.

Khalil Bey ist dabei, sich einen mächtigen Stapel Akten aufzuladen, der auch sein Gesicht bis über die Augen verdeckt.

Ja, der *Mülazım* hat sich schon beschwert, hört Yahia ihn hinter seinem Aktenberg sagen, den er unterdessen zum Kamin schleppt.

Yahia läuft hinter ihm her.

–Schau an, unser Freund wagt es, sich zu beschweren!

Und hofft, dass Khalil Bey seine Sicht teilt.

Der Wali wirft seine Last in die Flammen und stochert mit dem Schürhaken in den brennenden Papieren herum. Dabei entsteht dichter Qualm und aufs Neue der überwältigende Geruch von Niederlage.

–Bei allem Respekt, Yahia, Sie haben einen osmanischen Offizier gedemütigt, erwidert er steif und starrt ins Feuer. Sie haben ihn wie einen Karagöz aussehen lassen.

Ernüchtert muss Yahia feststellen, dass die Reaktion des Walis nicht im Entferntesten dem entspricht, womit er gerechnet hat. Er schildert den Vorfall ein zweites Mal, jetzt in allen Einzelheiten. Nachdem er sich geweigert habe, der Anordnung des Leutnants Folge zu leisten, habe dieser behauptet, es handele sich um einen Befehl aus Istanbul, und ihn des Ungehorsams gegenüber der Pforte bezichtigt. Yahia habe daraufhin verlangt, das Telegramm mit eigenen Augen zu sehen, was zu einer hitzigen Debatte geführt habe, an deren Ende der Offizier eingewilligt habe, es zu verlesen. Yahia meinte, der Wortlaut sei nicht eindeutig gewesen: „Sich der Kriegsgefangenen zu entledigen“, habe Spielräume hinsichtlich der Art

und Weise zugelassen und nicht zwangsläufig Exekution bedeutet. Genauso gut habe es bedeuten können, die Gefangenen freizulassen. Schließlich habe der Offizier die Beherrschung verloren, doch Yahia habe ihn kurzerhand stehen gelassen.

–Ich bin Arzt! Ich habe den Eid des Hippokrates ...

–Der hat Sie damals in Urfa auch nicht davon abgehalten, die Totenscheine auszustellen.

–Ich bitte Sie, Khalil Bey: Ein falscher Totenschein ist doch etwas anderes als Vergiften!

Der Wali blickt ihn finster an.

–Das Problem mit Ihnen, Yahia, ist, dass Sie zu oft nicht wissen, wo ihr Platz ist.

–Im Ernst, Khalil Bey, was hätte ich denn tun sollen?

–Diplomatischer vorgehen. Sie mussten ihm doch nicht direkt widersprechen, oder? Sie hätten ihn doch irgendwie beschwichtigen und anschließend einen Weg aus der Sache herausfinden können.

Yahia verdreht die Augen.

–Mein Gott, Sie hätten ihnen doch sonst was verabreichen können – meinetwegen einen Schluck Wasser! Weiß ich denn genau, was Sie mir gerade gegeben haben?

Der Wali hält inne und wartet darauf, dass Yahia protestiert. Er aber lässt sich nicht dazu verleiten, vielleicht ist er auch einfach zu perplex, um auch nur ein Wort zu sagen. Noch vor einer Stunde konnte Khalil Bey sich kaum auf den Beinen halten, und jetzt war er offenbar so aufgeweckt, dass er Yahia durchschaute. Sein Ehering fühlt sich plötzlich glühend heiß an. Er nimmt die Hände auf den Rücken, bleibt aber vor dem Feuer und neben dem Wali stehen.

–Sie hätten sagen können, die Wirkung setze erst nach achtundvierzig Stunden ein, fährt Khalil Bey fort. Dann wäre er längst nicht mehr da gewesen, um es zu überprüfen, stimmt's?

Yahia gibt nicht nach.

–Eure Exzellenz, die Sache an sich ist inakzeptabel!

Der Wali schüttelt ärgerlich den Kopf.

–Kommen Sie, seien Sie ehrlich: Sie haben für diesen Mann nichts als Verachtung empfunden, oder? Und es war offenbar unter Ihrer Würde, ihm vordergründig seinen Willen zu lassen!

–Ihm seinen Willen lassen! Zur Hölle! Dieses Schuhsohlenhirn von einem Verbrecher hatte die Frechheit ...

–Dieses Schuhsohlenhirn von einem Verbrecher ist zufällig der Sohn eines hohen Generals, fällt ihm Khalil Bey ins Wort.

Er wirft den Schürhaken an seinen Platz und kehrt zu seinem Schreibtisch zurück. Yahia folgt ihm.

–Verehrter Khalil Bey, was genau wollen Sie mir damit sagen?

–Dass diesem Mann alles zuzutrauen ist! Dass Sie ernsthafte Schwierigkeiten bekommen werden, sollte er beschließen, sich an Ihnen zu rächen. Dass Sie riskieren, vor ein Kriegsgericht zu kommen, erwidert Khalil Bey schroff und nimmt sich einen Stapel Akten in dunklem, abgewetztem Leder vor.

–Vor ein Kriegsgericht? Aber ich bin Zivilarzt! Ich bin niemandem Rechenschaft schuldig, außer Ihnen ...

–Trotzdem kann er Sie wegen Befehlsverweigerung drankriegen – oder wegen Beleidigung eines osmanischen Offiziers. Es herrscht Kriegsrecht, vergessen?

Der Wali schleppt den neuen Stapel zum Kamin. Yahia folgt ihm wie ein Hund, der um einen Knochen bettelt, mit dem er noch wenige Minuten zuvor sicher gerechnet hat. Der Wali muss ihm noch seine uneingeschränkte Unterstützung zusichern, auch wenn er damit nur etwas Selbstverständliches ausspricht. Khalil Bey wirft die Akten ins Feuer. Was wir nicht mitnehmen können, müssen wir vernichten, sagt er laut vor sich hin. Die Flammen lodern auf und machen sich über die Dokumente her, die Generationen von Beamten sorgsam aufbewahrt haben. Die knisternden

und qualmenden Einbände verströmen den beißenden Gestank von brennendem Leder.

–Eure Exzellenz, Sie wollen mir doch nicht sagen, dass Istanbul gefährlich für mich werden könnte, oder? Yahia bemüht sich, nicht panisch zu klingen.

–Wegen der Weigerung, Kriegsgefangene zu vergiften, werden Sie bestimmt nicht belangt werden – jedenfalls nicht, solange die Alliierten das Sagen haben, antwortet der Wali unverhohlen bitter. Ich mache mir mehr Sorgen wegen des Mülazıms, fügt er düster hinzu und schleppt sich zurück zum Schreibtisch.

Niedergeschlagen folgt ihm Yahia und wünscht sich, jemand würde ihm erklären, wie er in diese Schusslinie geraten konnte.

–Und was würden Sie an meiner Stelle tun?

Khalil Bey schenkt sich ein Glas Tee ein. Sein Vorschlag kommt leise und freundschaftlich.

–Wie wär’s mit einer Entschuldigung?

–Den Teufel werd ich tun! Ich bitte Sie, Khalil Bey: Wer muss sich hier bei wem entschuldigen?

–Nun denn ... Der Wali zuckt mit den Schultern. Dann lassen Sie uns beten, dass er die ganze Sache vergisst. Ansonsten ist das Ihr Begräbnis. Und ich fürchte, ich werde dann kaum etwas für Sie tun können.

Der Wali wirft sich ein Stück Zucker in den Mund und trinkt einen großen Schluck Tee.

–Wer bin ich denn in Istanbul? Doch nur ein weiterer Wali, der sein Wilâyet verloren hat, fügt er voller Selbstmitleid hinzu.

Yahia wird plötzlich von einem mächtigen Durst gepackt, den er so nur vom Höhepunkt des Fastens an *Jom Kippur* kennt. Seine Kehle ist ausgedörrt, auf seiner Zunge, die sich anfühlt wie eine alte Ledersohle, liegt ein schaler Geschmack. Er starrt das leere Glas auf dem Tablett an. Doch Khalil Bey bietet ihm keinen Tee an. Bedeutet er ihm damit, er möge ihn jetzt nicht weiter beläs-

tigen und gehen? In einem letzten Versuch, sich der Gunst des Walis zu versichern, kehrt Yahia in die Rolle des Arztes zurück und verschreibt ihm eine strikte Diät aus Reis, trockenem Brot und Joghurt. Khalil Bey zuckt gleichgültig die Achseln. Yahia gibt auf, er kann sich jetzt nur noch verabschieden. Auf dem Gesicht des Walis macht sich Erleichterung breit. Die beiden Männer umarmen sich und wünschen einander eine sichere Reise. Um sein Gefühl, verraten worden zu sein, nicht preiszugeben, achtet Yahia darauf, sich nicht als Erster aus der Umarmung zu lösen.